

Jürgen Trittin über seinen Wehrdienst

»Ich ging Streife mit einem G3-Gewehr über der Schulter«

Deutschland diskutiert die Wiedereinführung der Wehrpflicht. Der Grünenveteran Jürgen Trittin hat einst unfreiwillig gedient – und sorgt sich. Ein gekürzter Auszug aus seiner Autobiografie.

Von Jürgen Trittin

08.09.2024, 17.33 Uhr

Der [Vietnamkrieg](#) hatte für mich eine klare Konsequenz. Ich wollte auf keinen Fall einer Armee angehören, die für solche verbrecherischen Zwecke eingesetzt werden könnte. Dass die USA, der wichtigste Verbündete der [Bundesrepublik](#), Soldaten in diesen Krieg zwang, war mir zutiefst zuwider.

Was in den USA passierte, erschien uns hier nicht ausgeschlossen. Ich bin 1954 geboren. In meiner Kindheit waren Männer mit Holzbein oder anderen Kriegsverletzungen auf der Straße noch ein üblicher Anblick. Es gab niemanden in der Familie, bei Verwandten oder Freunden, der etwas Positives über den Krieg erzählte.

Zur Person

Jürgen Trittin, Jahrgang 1954, war von 1998 bis 2024 Grünen-Bundestagsabgeordneter. Er war Spitzenkandidat seiner Partei in den Bundestagswahlkämpfen 2009 und 2013 und führte die Fraktion von 2009 bis 2013. Von 1998 bis 2005 war Trittin unter Rot-Grün Bundesumweltminister, zuvor unter anderem Landesminister in Niedersachsen und Chef der Bundesgrünen. Trittin gehört dem linken Flügel seiner Partei an.

Im Alltag wurde die Tatsache, dass es Deutschland war, das [diesen Krieg](#) vom Zaun gebrochen hatte, nicht thematisiert. Die gängige Perspektive war die des Kriegsteilnehmers, seiner Ängste, seiner Leiden. Etwa die meines Onkels Kurt Burmeister aus Deichhausen. Ich habe von ihm Tapezieren gelernt. Kurt hatte während des Krieges Dienst auf einem U-Boot getan. Als einmal der Sauerstoff knapp wurde, fielen die ersten seiner Kameraden um. Er habe überlebt, weil sie es dann doch noch an die Wasseroberfläche geschafft hatten. Der Krieg hatte ihn traumatisiert.

Ich bin damit groß geworden, dass Krieg etwas war, das nie wieder passieren durfte. Mein Vater hat mir das Buch [»Im Westen nichts Neues«](#), den Antikriegsroman von [Erich Maria Remarque](#), empfohlen. Ich habe auch deswegen entschieden, 1972 den Kriegsdienst zu verweigern. Meine Ablehnung des Vietnamkriegs und die nukleare Aufrüstung von Ost und West, also die Drohung mit gegenseitigem (Selbst-)Mord, waren Teil meiner Begründung, weshalb ich den Kriegsdienst mit der Waffe verweigerte. Es war unzweifelhaft eine politische Begründung, weshalb der Prüfungsausschuss bei dem Kreiswehersatzamt sie auch nicht anerkannte. Politische Gründe seien keine Gewissensgründe. Drehte man diese perverse Logik um, war demnach alle Politik gewissenlos.

Ich habe umgehend Widerspruch eingelegt und musste meine Begründung ein zweites Mal vor der Prüfungskammer darlegen. Hier kam ein neues Argument ins Spiel. Einer der Beisitzer bei der Verhandlung stellte sich als Mitarbeiter der Innenbehörde vor – er war vom [Verfassungsschutz](#). Der hielt mir mit Datum und Uhrzeit vor, an einer »gewaltsamen Besetzung« unserer Schulaula

teilgenommen zu haben. Das war nicht nur die missbräuchliche Verwendung nachrichtendienstlicher Informationen. Es war schlicht falsch. Für eine Schülervollversammlung hatten wir den Aulaschlüssel vom Schlüsselbrett des Hausmeisters genommen und völlig gewaltfrei die Tür geöffnet. Doch ich wurde auch in der zweiten Instanz nicht als Kriegsdienstverweigerer anerkannt. Ich habe gegen die erneute Ablehnung beim Verwaltungsgericht Klage eingereicht, Abitur gemacht und in Göttingen mein Studium der Sozialwissenschaften begonnen.

Am Tag vor einer Statistikklausur erreichte mich in Göttingen die Einberufung, und ich wurde zur Bundeswehr nach Adelheide bei Delmenhorst eingezogen. Ich habe die Grundausbildung absolviert, die Wachausbildung und eine Ausbildung als Fernmelder. Nach der Grundausbildung war ich in der Lettow-Vorbeck-Kaserne in Bremen-Vahr stationiert. Weil ich trotz Wehrdienst die Kriegsdienstverweigerung weiterbetrieb, bekam ich auch keine »Heimschläfererlaubnis«, musste also zum Wecken, nicht erst zu Dienstbeginn in der Kaserne sein. Zehn Jahre später diente dort der Musiker und Schriftsteller Sven Regener und verarbeitete seine Erfahrung in dem [Roman »Neue Vahr Süd«](#). In meiner Stube war unter anderem ein Starkstromelektriker, ein Schwellenleger aus dem Emsland und ein Zuhälter aus Köln. Das war eine gute Mischung. Ich habe dort sehr viel Kollegialität erlebt.

Wir haben uns gemeinsam gegen die Zumutungen von Zugführer und Kompaniechef gewehrt. Ich habe für meine Kameraden die schriftlichen Arbeiten verfasst und ihnen die Dienstgrade erklärt. Sie haben mir dafür mit ihrer Robustheit beigestanden. Als mich einmal ein Unteroffizier schikanieren wollte, hat der Schwellenleger ihm auf die Schulter getippt und gefragt, in welche Disco er samstags gehe, und angekündigt: »Ich komme da mal vorbei.« Es hat funktioniert. Das Anekdotische darf nicht übertünchen, dass in diesem System körperlich oder psychisch Schwächere fertiggemacht wurden, gern auf längeren Märschen mit Gepäck. Mich hatten sie sowieso auf dem Kieker, aber eine gute Kondition und jahrelange Handballpraxis ließen mich das überstehen. Die Grundausbildung zielt, wie jede militärische Ausbildung, darauf, die Hemmung, Gewalt anzuwenden, zu mindern.

Die Gemeinschaft in der Gruppe hat es uns erleichtert, uns gemeinsam gegen ein System zu wehren, das uns brechen wollte. Ich kenne Menschen, die am Wehrdienst fast zerbrochen sind – völlig ohne einen damals undenkbaren Kampfeinsatz wie später in [Afghanistan](#). Mit dem Ende der Grundausbildung hörten die Schikanen nicht auf. So wurde ich in der Lettow-Vorbeck-Kaserne eines Tages zum Wachdienst abgestellt. Ich ging also Streife mit einem G3-Gewehr über der Schulter und fünf Schuss vom Kaliber 7,62 mm im Magazin. Ich hatte selbstverständlich nicht vor, die zu verschießen. Weil ich beim Dienst an der Waffe grundsätzlich danach Beschwerde eingelegt habe, habe ich das dann auch in der am nächsten Tag fälligen Beschwerde gegen den Kasernenkommandanten so festgehalten. Worauf der Herr Major Ärger bekam, weil er einen Kriegsdienstverweigerer zum Wachdienst gezwungen und so die Sicherheit der Bundeswehr gefährdet hatte.

Ich musste nie wieder Wache schieben. Zur Strafe aber wurde der Kriegsdienstverweigerer von den »Kabelaffen« genannten Fernmeldern weg in die Waffenkammer versetzt, Waffen ausgeben statt Leitungen legen. Allerdings wurde ich durch die Waffenausgabe in der Waffenstube gegenüber jedem anderen zum Vorgesetzten. Ich machte Dienst nach Vorschrift. Auch wenn jemand schnell eine Waffe brauchte, beharrte ich darauf, dass die Waffe nur in Anwesenheit einer dritten Person ausgegeben werden durfte.

Die [CDU](#) möchte in ihrem jüngsten Grundsatzprogramm zurück zur Wehrpflicht. Ob dies die »Kriegstüchtigkeit« Deutschlands erhöht, wage ich zu bezweifeln. Heute, noch mehr als in den Siebzigerjahren, bedarf es Profis in einer Armee. Die Wehrdienstleistenden von 1974 waren keine Profis. Wir haben meist rumgegangen und sinnlose Tätigkeiten verrichtet – einen Jeep durften wir von Hand und mit Spraydosen viermal streichen. Dann wurde er stillgelegt. Die Abschreckung

gegenüber den Sowjets stand jeden Morgen von neun bis halb zehn still, dann war »NATO-Pause«, und die gesamte Bundeswehr saß bei Ei-Brötchen mit »Stayin' Alive« von den [Bee Gees](#) in der Kantine. Aber auch die Bundeswehr mit dem »Bürger in Uniform« beruhte und beruht wie jede Armee auf Befehl und Gehorsam. Die damit verbundenen Zumutungen und Zurichtungen werden in einer umstandslosen Bejahung der Bundeswehr nach der »Zeitenwende« des [Ukrainekrieges](#) oft vergessen. Ich halte diese Zeitenwende für ebenso notwendig wie bitter. Doch was militärische Ausbildung mit Menschen macht, soll darüber nicht vergessen werden. Manche Parolen – etwa ein euphorisches »Lasst die Leoparden frei« – verkennen die realen Folgen der Anwendung militärischer Gewalt, ihre Auswirkungen auf jene, die über Leben und Tod anderer Menschen zu entscheiden haben und ihr eigenes Leben riskieren. Manche so mutigen Kommentare stehen im eigentümlichen Kontrast zur Bereitschaft, sich selbst an der Waffe ausbilden zu lassen und Dienst zu tun. Das aber ist kein neues Phänomen.

1998 war ich das einzige Mitglied der Schröder-Regierung, der, wenn auch unfreiwillig, eine Bundeswehrkaserne von innen gesehen hatte. Im Dezember 1974 aber fand endlich vor dem Verwaltungsgericht Bremen meine Verhandlung statt. Ich habe meine politische Begründung ergänzt und Wolfgang Borcherts »Draußen vor der Tür« rezitiert. Die Szene, in der Beckmann den Oberst besucht und dem Oberst die Verantwortung für elf tote Soldaten, die ihn im Traum verfolgen, wieder zurückgeben will. Das hat offenbar Eindruck gemacht. Die Legende von der militanten Aulabesetzung war von unserem Schulleiter schriftlich widerlegt worden. Das Verwaltungsgericht entschied, dass ich Zivildienst machen durfte.

Ich will nicht missverstanden werden. Dies ist keine pauschale Abrechnung mit dem Militär, sondern ein Plädoyer, es sich nicht leicht zu machen. Solange Krieg als Ultima Ratio notwendig erscheint, bedarf es Soldatinnen und Soldaten. Sie müssen gut ausgebildet und bestens ausgestattet sein. Sich auf feierliche Gelöbnisse zu stellen und dann die Bundeswehr kaputtzusparen, ist schwarze Verteidigungspolitik. Verantwortungsethik, die nicht nur die Lauterkeit der Motive, sondern auch die Folgen im Blick hat, findet sich öfter bei Militärs als in Talkshows und bei Thinktanks.